

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Elizabeth Edmondson

Lady Helenas Geheimnis

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

LONDON, CHELSEA

Warum wollte sie nicht über Weihnachten in den Norden fahren?

Alix Richardson schlug zwei Eier in eine Schüssel und verquirlte sie mit einer Gabel. Cecy Grindleys Worte waren weder kritisch noch neugierig gewesen, sie hatte nur eine einfache und ganz natürliche Frage gestellt. Obwohl ihre alte Freundin wusste, wie Alix zu ihrer Großmutter stand, betrachtete sie dies nicht als ausreichenden Grund, Wyncrag fernzubleiben.

Wahrscheinlich hatte Cecy Recht. Ohne Begeisterung starrte Alix in die gelbe Masse. Dafür, dass sie sich nichts aus Omeletts machte, aß sie ziemlich oft welche.

Kochen für Einsiedler.

Andere Leute verbrachten Weihnachten bei ihren Familien. Es war so üblich, auch wenn sie es jedes Mal bereuten und alle Jahre schworen, nie wieder. Menschen, die kein richtiges Familienleben hatten, stellten sich solche Zusammenkünfte stets als Gipfel des Glücks vor, obwohl die Wirklichkeit in den meisten Fällen anders aussah: alte Familienstreitereien, die wieder ausgegraben wurden und für Verstimmungen und Feindseligkeiten sorgten, gereizte Nerven, die spätestens bei Braten und gut gefüllten Brandygläsern zur Katastrophe führten.

Alix zündete das Gas unter der Omelettpfanne an und sah zu, wie die Butter brutzelnd schmolz. Weihnachten auf Wyncrag war ganz anders. Großmutter zog allenfalls einmal die

Augenbrauen hoch, erhob aber nie die Stimme. In diesem Haus war kein Platz für Wut, Zorn und Streit. Zankereien im Kinderzimmer blieben im Kinderzimmer, außerhalb dieser schützenden Wände sorgten gute Manieren und die Furcht vor Großmama für Ruhe und Frieden. So hatte es wenigstens den Anschein.

Sie goss die aufgeschlagene Eimasse auf die Butter und kippte die Pfanne, als das Omelett zu braten begann. Es hatte eine Zeit gegeben, da war Wyncrag erfüllt gewesen von Geschrei, Lachen und glücklichen Stimmen. Das war, als sie, Edwin, Isabel und ihre Eltern als Familie zusammengelebt hatten.

Vor ihrem geistigen Auge sah Alix ihre Schwester von der Jagd nach Hause kommen, bevor der Frost eingesetzt hatte und der Schnee von den Hügeln heruntergeweht war. Schon mit vierzehn war Isabel eine hervorragende Schützin gewesen, ganz anders als die übrigen Mitglieder der Familie, die wohl von Zeit zu Zeit ein Gewehr hervorholten, die leidenschaftliche Begeisterung der Nachbarn für diesen Sport jedoch nicht teilten.

Sie konnte sich daran erinnern, dass sie in diesem Dezember mit ihrem Zwillingbruder Edwin aufs Eis gegangen war, um Schlittschuh zu laufen oder einfach zu schlittern.

Zu Beginn der Ferien hatte das Haus von aufgeregtem Geschrei und den eiligen Schritten der Kinder widergehallt, beendet hatten sie mit kalten, gereizt getuschelten Worten. Ihr letztes gemeinsames Weihnachtsfest.

Sie ließ das Omelett auf einen Teller gleiten, den sie aus dem offenen Regal über dem Herd geholt hatte, ging ins andere Zimmer und stellte ihn auf den Tisch. Dann schenkte sie sich ein Glas Wein ein. Sie schob sich eine Gabel voll Omelett in den Mund und aß, ohne wahrzunehmen, ob es schmeckte oder nicht.

Es hatte Gespräche gegeben, die abrupt endeten, wenn sie

oder Edwin den Raum betraten. Sie erinnerte sich plötzlich mit erschreckender Deutlichkeit daran, wie ihre Mutter ein einziges Mal die Stimme gegen Großmama erhoben hatte, und an Großmamas gemeine, halblaut gezischte und daher unverständliche Antworten.

Sie trank einen Schluck Wein – es hätte genauso gut Essig oder Orangeade sein können. Isabel war krank, hieß es gegenüber den Zwillingen. Man sagte ihnen nicht, was mit ihr nicht stimmte, irgendetwas Ansteckendes, sodass sie in einer fernen Ecke des Hauses weggesperrt worden war. Alix erinnerte sich, mit den Augen einer versunkenen Kindheit schauend, sehr deutlich daran, wie sie die Halle betreten hatte, wo Rokeby besorgt den Weihnachtsschmuck abnahm. Tante Trudie war ebenfalls dort, riss Kerzen und Schmuck vom Baum und warf alles wie Kraut und Rüben in eine Keksschachtel, statt jedes Teil einzeln in Seidenpapier zu wickeln und in die Holzkiste zu legen, die eigens diesem Zweck diene.

Alix schob den Rest ihres Omeletts an den Tellerrand. Eintopf, sie hatte lange keinen Eintopf mehr gegessen. Die Leute in London hatten keine Ahnung von Eintopf. Oder von Porridge zum Frühstück, mit braunem Zucker und dicker Sahne vom Bauernhof. Großpapa aß seinen auf schottische Art mit Salz, doch für sie musste es immer mit Zucker und Sahne sein. Schokoladenpudding. Wenn sie nach Hause fuhr, würde die Köchin für sie ihren köstlichen Schokoladenpudding mit heißer Vanillesoße kochen, für den sie im ganzen Lake District bekannt war, dessen Rezept jedoch eisern unter Verschluss gehalten wurde.

Alix stand auf, trug den Teller und das Glas in die Küche und stellte beides ins Waschbecken; ihre Zugehfrau würde am Morgen abspülen. Sie machte Kaffee und beobachtete mit leerem Blick, wie die heiße Flüssigkeit aufkochte und Blasen warf.

Sie hatte alle Verbindungen zu Wyncrag gekappt, war fortgegangen, um ihr eigenes Leben zu führen. Bedeuteten Traditionen ihr irgendetwas? Sehnte sie sich nach Weihnachtsliedern, nach Plumpudding und Geschenken unter dem Baum?

Nein. Doch sie sehnte sich nach dem See und den Hügeln und nach dem Gefühl von eisiger Luft auf glühenden Wangen, und sie sehnte sich danach, noch einmal unter dem klaren, kalten blauen Himmel über das Eis zu fliegen. Und nach Eintopf und Schokoladenpudding. Ganz zu schweigen von dem köstlichen Wild, das es um diese Jahreszeit dort immer gab. Nach Brot, in London schien man nirgends anständiges Brot kaufen zu können. Auf Wyncrag lieferte der Bäckerjunge immer noch jeden Morgen frisches Brot, einen Korb voller Laibe, die in ein Tuch eingewickelt und wie durch ein Wunder noch warm waren.

Bestand die Gefahr, dass sie wieder unter Großmamas Fuchtel geriet, wenn sie zurückging? Sicher nicht, nicht mehr.

Wenn sie über Weihnachten nach Wyncrag fuhr – es waren schließlich nicht mehr als ein paar Tage –, konnte sie Stunden um Stunden mit Edwin zusammen sein. Mit ihm reden, spazieren gehen, Schlittschuh laufen und lachen, genau wie früher. Sie ging ihm, seit sie in den Süden gezogen war, aus dem Weg, obwohl sie wusste, dass er mehrmals im Jahr nach London kam. Sie vermisste ihn, doch die große Nähe zwischen ihnen führte dazu, dass sie sich in Acht nahm, ihn nicht zu oft zu sehen. Er kannte sie zu gut, und sie hatte das Gefühl, dass sein Verständnis ihr erst recht an den ohnehin strapazierten Nerven zerren würde. Sie hatte beschlossen, dem Norden und ihrer Familie den Rücken zu kehren, während er sich entschieden hatte zu bleiben. Für ihn war es leichter. Ihn regierte Großmama nicht mit der Härte, die sie ihren weiblichen Nachkommen zuteil werden ließ, und so konnte er in Lowfell in seinen eigenen vier Wänden wohnen und besaß gleichzeitig ein

kleines Apartment in London, Privilegien, die man ihr niemals zugestanden hätte.

Doch jetzt sehnte sie sich plötzlich danach, ihn wiederzusehen. Und Perdita – wie musste sich die damals Zwölfjährige in den drei Jahren verändert haben! Wollte sie, dass ihre Schwester erwachsen und ihr immer fremder wurde?

Großpapa sah sie, wenn er nach London kam, zwei- oder dreimal im Jahr. Willensstark war sie wohl geworden, doch nicht herzlos. Er schrieb ihr, erzählte ihr zahlreiche Neuigkeiten und führte sie dann zum Abendessen in eines seiner Lieblingsrestaurants, schummrige, friedliche Orte, wo die Kellner sich mit vornehmer Geschwindigkeit bewegten und das Essen nahrhaft, liebevoll zubereitet und einfach herzerwärmend war.

Im Frühling waren sie zusammen eine Woche nach Deutschland gefahren. Er hatte als junger Mann lange in Deutschland gelebt und auch dort studiert. Er wollte, dass seine Kinder und Enkelkinder die deutsche Sprache lernten, und hatte deutsche Erzieherinnen und Hauslehrer beschäftigt, die sie ihnen beibringen sollten. Er schüttelte den Kopf über das neue Deutschland, die saure Frucht von Versailles, wie er es nannte. Alix hatte sich bestens unterhalten und sich in Gesellschaft der jüngeren Verwandten von Großpapas Freunden in das bizarre Nachtleben des vergnügungssüchtigen Berlin gestürzt. Sie hoffte, er ahnte nicht, wie sehr sich ihre Altersgenossen von den ernsten, verantwortungsvollen Bürgern unterschieden, die er so gut kannte, auch wenn Großpapa stets die Kunst beherrscht hatte, zu ignorieren, was er nicht ändern konnte. Sie liebte ihn, doch sie wusste, dass ihre Welt und ihre Gewohnheiten für ihn – Gott sei Dank – ein Buch mit sieben Siegeln waren. Er würde sich riesig freuen, wenn sie dieses Jahr nach Wyncrag käme. Der wehmütige Brief, der stets gegen Ende des Jahres von ihm kam und der wie immer einen beträchtlichen Scheck enthielt,

drückte sein tiefes Bedauern darüber aus, sie an Weihnachten nicht zu sehen. Sie hatte ihn rasch aufgerissen und gelesen.

Es war dumm. Es war die Jahreszeit, die allgemeine lametta-behängte Langeweile, die verführerische Sentimentalität der Feiertage.

Natürlich würde sie nicht in den Norden fahren. Es war eine blöde Idee.

Und eine Idee, die ihr nie in den Sinn gekommen wäre, hätte sie nicht zufällig Cecy getroffen, die bei Harrods Weihnachtseinkäufe machte. Cecy, eine Grindley von Grindley Hall, ihre nächsten Nachbarn in Westmoreland, und eine ihrer ältesten Freundinnen.

Sie hätte es nie für möglich gehalten, dass sie sich so freuen würde, Cecy zu treffen, ihr vertrautes Lächeln zu sehen, die fröhlichen Augen hinter den runden Brillengläsern, die blonde Haarsträhne, die sich aus dem Knoten löste. Cecy gehörte in die Zeit, bevor sie sich in das rastlose, verfahrenere Leben ihrer jüngsten Vergangenheit gestürzt hatte. Damals hatte sie ihre Freundschaft verschmäht, jetzt war sie dankbar, dass es noch eine menschliche Beziehung gab, die sie nicht völlig missachtet hatte und auf der sie nicht herumgetrampelt war.

Diese letzten drei Wochen, dachte sie und schaute auf die trüben Tage zurück, haben in mir die Sehnsucht nach der Wärme einfacher, aufrichtiger Freundschaft geweckt. Nach Freundschaft, nicht nach dem gedankenlosen Bedürfnis, pausenlos, am Tag und in der Nacht, von Leuten umgeben zu sein. Ihr Adressbuch, einst ihre Bibel, voller Namen und Telefonnummern von Menschen, die sie nun nie wiedersehen und von denen sie nie wieder etwas hören wollte, hatte sie in ihrer Schreibtischschublade eingeschlossen.

Sie hatte immer noch keine Ahnung, warum sie, als sie eines Morgens verkatert und verschwitzt aufgewacht war, augenblicklich diesen blinden Hass auf den Mann neben ihr empfand.

den hatte, auf das muskulöse Bein, das über die Bettkante hing. Er war nicht schlimmer als die anderen, vielleicht sogar ein bisschen weniger unangenehm, harmlos, er hatte Charme und konnte ihr in kurzen Augenblicken der Leidenschaft die Einsamkeit vertreiben und der Nacht die Trostlosigkeit nehmen.

Aber plötzlich wollte sie ihn los sein. Sie hatte an seinem Bein gezerrt, ihm die Kleider zugeworfen und ihn aus der Wohnung gejagt. Als sie an jenem Abend von der Arbeit nach Hause gekommen war, hatte sie den Telefonhörer von der Gabel genommen, die Türklingel abgestellt und den ganzen Abend in der Badewanne gelegen und die Kinderbücher gelesen, die sie sich in der Mittagspause gekauft hatte: *Feuervogel und Zauberteppich*, *Alice im Wunderland* und *Wenn heute morgen ist ...*

Sie hatte erwartet, diese Stimmung würde vorübergehen und sie nach kurzer Zeit zu ihrer Clique zurückkehren und wieder ganz die Alte sein – doch dem war nicht so. Ihre Lebhaftigkeit schien brüchig, ihre Munterkeit ziellos und leer, ihr Leben eine sinnlose Abfolge von Partys und Nachtclubs, Blasiertheit, oberflächlich und unbefriedigend. Sie fühlte sich wie eine Schlange, die ihre Haut abgestreift hatte und nun abwartete, welche neuen Muster die Schuppen formen würden. Sie badete viel, trank wenig, schlug sämtliche Einladungen aus, floh um Ecken oder versteckte sich in Ladeneingängen, um Bekannten aus dem Weg zu gehen, in deren Gesellschaft sie sich monatelang bewegt hatte.

Und plötzlich hatte Cecy vor ihr gestanden und sie auf ihre altvertraute Weise angelächelt. Sie empfand Schuldgefühle, weil sie ihre alten Freunde einfach hatte fallen lassen. Es war ja schön und gut, sich von der Familie abzuwenden, doch Cecy gehörte nicht zur Familie. Alix hatte gewusst, dass sie in London war, sie war Medizinstudentin an einem der großen Krankenhäuser, doch sie hatte keinen Versuch unternommen, sich mit ihr zu treffen.

Sie schlug vor, ins Kino zu gehen.

«Im Odeon spielen sie den neuen Cary-Grant-Film. Mit Bettina Brand. Die Schlange ist bestimmt kilometerlang.»

«Macht nichts», meinte Cecy. «Treten wir der Schlange mutig entgegen.»

Es war ein gutes Programm, vor der Pathé-Wochenschau und dem Hauptfilm lief ein Zeichentrickfilm, den sie sehr witzig fanden, doch die heitere Stimmung wurde von den grobkörnigen Nachrichtenbildern einer Kundgebung in Berlin rasch vertrieben.

«Marschieren können sie, das muss man ihnen lassen», sagte eine Frau in der Reihe hinter ihnen.

«Ein bisschen was von ihrer Disziplin würde den Faulpelzen in diesem Land nicht schaden.»

«Dieses Gebell von diesem Hitler. Wie der die ganze Zeit schreit und brüllt und den Arm in die Höhe streckt. Und sein Schnurrbart, hast du schon mal so etwas Albernes gesehen?»

«Es überläuft mich kalt, wenn ich ihn und diese anderen Gestalten, die die ganze Zeit in Uniform herumlaufen, nur sehe.»

«Pst.»

Die Szene, in der Hitler sich an die begeisterten Massen wandte, wurde abgelöst von deutschen Schönheiten, die, vor Gesundheit strotzend, in einem KdF-Ferienlager Tücher synchron durch die Luft schwenkten, dann folgte eine Aufnahme von Hitlerjungen, die hinter überdimensionierten Bierkrügen draußen auf den Bänken eines Landgasthofs saßen und verschnauften, im Hintergrund schneebedeckte Berge.

«Endlich.» Cecy machte es sich auf ihrem Sitz bequem, als die Orgelmusik leiser wurde und dann der Vorhang wieder aufging und der brüllende Löwe von MGM auf der Leinwand erschien.

Sie fand spät ins Bett und konnte lange nicht einschlafen. Erst in den frühen Morgenstunden fiel Alix endlich in einen unruhigen Schlaf. Die Folge war, dass sie verschlief und gerade noch rechtzeitig ins Büro kam, um sich eine Minute nach neun in die Anwesenheitsliste einzutragen. Der Mann am Empfang blickte sie finster an, denn er hatte gehofft, sie dieses eine Mal zu ertappen. «Vielen Dank, Mr. Milsom», strahlte sie ihn an. Sie ließ den winzigen, uralten Aufzug in der Mitte des Treppenhauses links liegen und machte sich zu Fuß auf den Weg, die drei Treppen hinauf zu ihrem Büro in der Werbeabteilung.

Obwohl Büro eine arge Beschönigung war für diesen ehemaligen Abstellraum, der kaum genug Platz für einen kleinen Tisch, einen Stuhl und ein wackeliges Bücherregal bot, in dem veraltete Adressbücher standen (von Kollegen schlauerweise dort abgeladen), ein Synonymenwörterbuch (absolut unentbehrlich, das sie stets wieder aufspürte und in kürzester Zeit zurückeroberte, wenn es aus dem Regal entwendet wurde), ein Rechtschreibwörterbuch (in einer Ausgabe von 1912, die aktuellere Auflage hatte sich jemand von der Werbetextabteilung ausgeliehen und nie zurückgebracht), eine in die Jahre gekommene Ausgabe von *Grays Anatomie* (von unschätzbarem Wert bei der Arbeit für pharmazeutische Kunden und ihre ebenso primitiven wie lukrativen Allheil-Wundermittel), der *Wisden Almanach* vom letzten Jahr (ein Rätsel, wie der dort gelandet war), Zitatenschatze und Sprichwörter-sammlungen (fast ebenso gut bewacht wie das Synonymenwörterbuch) und mehrere ausrangierte Schundromane, die sich die Mitarbeiterinnen des Schreibbüros an langweiligen Tagen ausliehen und die dort standen, weil sonst nirgends Platz in den Regalen war.

Sie vergnügte sich einen Vormittag lang mit dem führenden Mittel gegen Sodbrennen: *EasiTums – Gegen Reizbarkeit, die Lebensfreude raubt* –, und schon war ihr Schreibtisch frei von

weiteren dringenden Aufgaben. Um zehn vor eins stand sie in der Telefonzelle an der Straßenecke.

Sie würde es zuerst bei Edwin im Atelier versuchen, vielleicht hatte sie Glück. Dort rief sie ihn lieber an als auf Wyn-crag. Sie hob den Hörer ab, wählte die Nummer der Vermittlung und bat um eine Fernverbindung. Es folgte eine lange Pause, wiederholtes Klicken, dann bat das Fräulein vom Amt sie, ihre Münzen einzuwerfen, und die Verbindung stand.

Die Stimme ihres Zwillingbruders erklang in der Leitung, selig vertraut. «Alix?»

«Oh, Edwin, ja, ich bin's. Nun, ich habe mich gefragt ...» Jetzt wusste sie nicht recht, was sie sagen sollte. «Stimmt es, dass der See zufriert?»

«Macht hübsche Fortschritte. Gib ihm noch ein paar Tage bei solchem Frost, und wir können Schlittschuh laufen. Alle schwören, es gäbe kein Anzeichen dafür, dass sich das Wetter ändern wird. Komm doch hoch, oder bringst du es nicht über dich, dich von den Lichtern der Großstadt zu trennen?»

«Wenn du wüsstest. Ich wollte tatsächlich kommen, aber Großmama ...»

«Sie wird sich freuen.»

«Es ist über drei Jahre her.»

«Was bedeutet das schon? Abgesehen davon ist es dein Zuhause. Komm rauf, sobald du dich freimachen kannst. Bring aber bloß nicht den Mann deines Lebens mit.»

«Es gibt keinen.»

Das Schweigen am anderen Ende sprach Bände.

«Edwin? Bist du noch da?»

«Sag mir Bescheid, mit welchem Zug du kommst, dann lasse ich dich abholen, Lexy», sagte er.

Dass er den Kosenamen aus Kindertagen benutzte, trieb ihr Tränen in die Augen. «Ich rufe Großmama wohl lieber vorher an.»

«Ich erzähl's ihr und sage ihr, ich hätte mit dir telefoniert und dich dazu überredet, in den Norden zu kommen. Und ich suche dir deine Schlittschuhe raus und bringe sie zum Schmied, falls die Kufen geschliffen werden müssen.»

Das Fräulein vom Amt unterbrach sie mit gleichgültiger Stimme: «Ihre drei Minuten sind um, Madam.»